

# Ein Bündner Maskenschnitzer

Autor(en): **Jörger-Rageth, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **10 (1968)**

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555648>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein Bündner Maskenschnitzer

Von K. Jörger-Rageth

Diesen Mann will ich hier vorstellen, er verdient es. Er war nicht überall herum bekannt, aber sein Werk ist weit verbreitet. Zwar kannte man ihn in seiner Heimatgemeinde Domat/Ems, doch seine Arbeiten wurden zunächst verkannt oder zumindest nicht gebührend geschätzt.

Albert Nate nannte man ihn im Dorfe. Wie kam es zu diesem harmlosen Übernamen? Um dies erklären zu können, muß ich eine kurze Familienchronik schreiben.

Sein Vater hieß Leonhard Anton, was man auf romanisch mit Ginard Antoni übersetzt. Daraus entwickelte sich vor langem das Vulgo Natètunè, und seine Kinder, insbesondere jene männlichen Geschlechts, wurden die Natès genannt. Von diesen Natès gibt es nur noch einen, den Daniel Natè. Vor kurzem sprach ich mit ihm. Man gäbe ihm niemals seine 90 Jahre; mit 80 hat er noch Hirsche geschossen. Sein Vater wurde 1803 geboren. Welche Zeitspanne zwischen nur zwei Generationen!

Leonhard Anton Willi hat nacheinander drei Frauen gehabt. Die erste, Anna Bieler, die er im Jahre 1826 zum Traualtar geführt hatte, schenkte ihm drei Kinder. Eines dieser Kinder aus erster Ehe ging ins Kloster, wurde Cisterzienserpater in Mehrerau, Abt des Klosters Marienstatt und schließlich Bischof der Diözese Limburg in Deutschland. Mit der zweiten Frau hatte Leonhard Anton Willi drei Kinder. Von diesen war ein Sohn musikalisch begabt, und seine Karriere führte ihn nach dem Vatikan, wo er Direktor der Militärkapelle der Schweizergarde wurde: Cavalier Christ Anton Willi. Maria Ursula Casantieri war der Name der zweiten Frau.

In Kästris schließlich holte sich unser Offizier in napolitanischen Diensten die dritte

Gattin. Es war die Anna Maria Canetg, und sie wurde «la Castrischa» genannt. Sie war 37 Jahre jünger als ihr Ehemann und zählte 13 Jahre weniger als das erste Kind ihres Mannes. Mit ihr hatte Willi neun Kinder. Im Jahre 1883 wurde er zum letztenmal Vater, also mit 80 Jahren! Diese dritte Frau war auch die Mutter unseres Albert Natè, der uns speziell interessiert.

Man geriete bestimmt nicht in Verlegenheit, wollte man ein Buch über die Natès schreiben, denn die Kinder, der Vater und nicht zuletzt die dritte Frau böten ein breites Spektrum, was Typen und Charakter anbelangt.

Als viertes Kind aus dritter Ehe wurde also unser Albert Anton geboren, Anno 1872. Er verbrachte sein ganzes Leben in Domat/Ems, damals noch kurz und bündig Ems genannt, im Dorf, auf den benachbarten Maiensäßen und auf dem Weg zu diesen. Seine Beschäftigungen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Bauer im Betrieb seines Vaters, Bauer mit bescheidener eigener Landwirtschaft, Waldarbeiter, Wegmacher auf dem Bergweg und Künstler. Künstler? — Ja, das war er auch. Er hatte keinen eigentlichen Beruf, aber dafür eine Berufung. Er war Maskenschnitzer. Bevor wir ihn jedoch als solchen kennenlernen wollen, versuche ich, diesen Mann vorzustellen.

Von seinem Vater hat Willi die Freude am Schießen und Sprengen geerbt. Um seine eigene, ihm stets innewohnende Angst zu verhüllen, zu verdecken, war er immer bereit, andere Leute zu beängstigen. Auf dem Maiensäß hat er keine Stunde ohne Gewehr in der Hütte verbracht. Man erzählt sich zahlreiche Geschichten darüber, was seine blühende Phantasie zu gebären vermochte. Er hat ein

Photo einer Arbeit  
aus der Werkstatt  
Willis



same Nachbarn nachts verkleidet aufgesucht und diesen den Schrecken in die Glieder gejagt. Hätte er nicht mehr Glück als Verstand gehabt, wie wäre es dann demjenigen ergangen, der auf dem Holzklotz saß, den unser Albert im Stall zur Sprengung vorbereitet hatte? Maskenlaufen, das stand bei ihm tagtäglich auf dem Programm während der Zeit, die er auf dem Maiensäß verbrachte. Erblickte er Leute auf dem Bergweg, so piff er mit seinen knorrigen Händen wie ein Indianer. Den Schick nahm er dabei auf keinen Fall aus dem Mund.

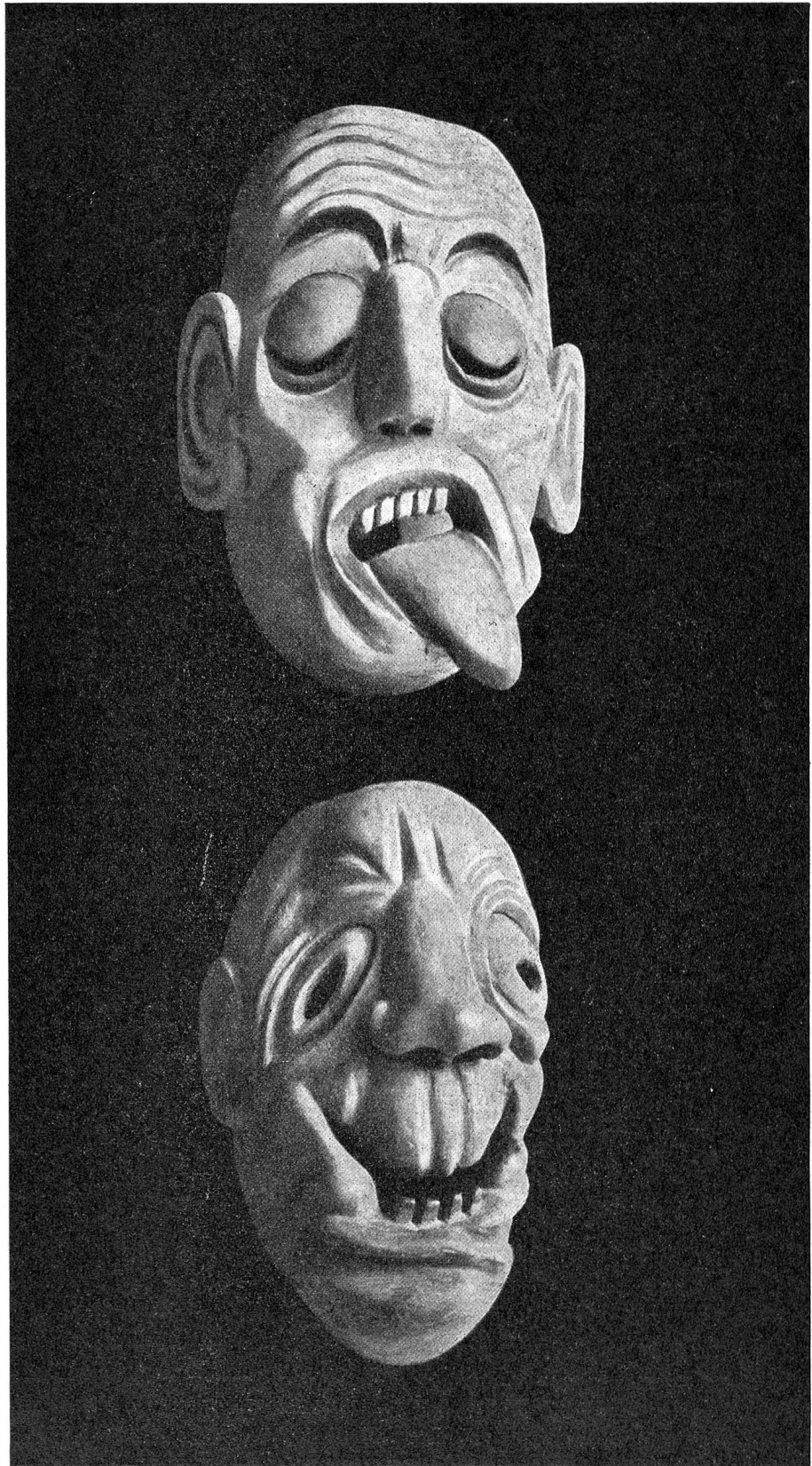
Seine Sprache war etwas schwerfällig. Abschätzig wurde er deswegen mit dem Übernamen «Muff» bezeichnet. Seine Schwerhörigkeit hinderte ihn keineswegs daran, ein fanatischer Tambour zu sein. Beim Wort Tambour horchte er auf, richtete sich instinktiv auf, und schon begannen seine Finger zu zittern. Mit dem Tambour auf dem linken Oberschenkel fühlte sich unser Mann gewiß an der Spitze jener Kompanie, die sein Vater kommandiert hatte. Wie jeder wahre Emser zeigte auch er sich gelegentlich auf der Theaterbühne. Er war eher mit stummen Rollen bedacht; er mußte einen Typ darstellen. Da Gott, als er den Albert schuf, keineswegs mit schönen Gesichtszügen verschwenderisch umgegangen war, aber um so mehr mit markanten, wurde er für entsprechende Rollen erkoren. (Willi hatte zwei Übernamen: «Nasenkönig» und «Muff»; der zweite bezieht sich auf seine näselnde Aussprache.) So spielte er in Reding den Henker, und im Passionspiel stellte er den Barabbas dar. Doch waren ihm seine physiognomischen Eigenschaften auch willkommen; dem Spiegel entnahm er oft das Muster für seine Masken! Ja, Masken hat er viele geschaffen. So viele und immer wieder andere ließ Willi aus Holzklötzen entstehen.

Seine Grimassen und gelegentlich auch andere markante Köpfe standen ihm Modell. Aber es war vor allem die Natur, die ihn inspirierte. In seinen jungen Jahren soll ihm ein verknorzter Baumstrunk die Augen geöffnet haben. Die Antwort auf diesen Ruf

konnte nicht ausbleiben, denn Willis Wesen zeigte in dieser Richtung eine natürliche Bereitschaft. Seine Empfindungen, seine Neigungen, seine Erregungen konnten sich in der Maskenschnitzerei ausdrücken. Und die weiteren Impulse blieben nicht aus, breitete die Natur sich doch so ursprünglich und urwüchsig vor ihm aus im Wald, auf dem Berg und auf dem Bergweg. Geisterhaft, mysteriös mußte er die Natur empfinden. So versteht man auch, warum er auf dem Maiensäß schöpferisch aktiver sein konnte.

Es mag zutreffen, daß weibliche Masken überhaupt und insbesondere solche mit einem freudigen Ausdruck deswegen nur in sehr geringer Zahl in seinem Werk vorkommen, weil er für die weiblichen Wesen ganz allgemein nur wenig Sympathie hatte. Ich wage die Vermutung auszusprechen, Willi habe mit ihnen wenig gute Erfahrungen gemacht. Meine Erkundigungen aus erster Quelle haben ergeben, daß Albert nicht der Günstling seiner eher barschen Mutter gewesen sei. Und für seine Frau fand er auch nicht zärtliche Worte, als er eine Besucherin über den Hinschied seiner Gattin informierte. Wie er dieser gleichen Gönnerin erzählte, war es seine Mutter, die er mit der ersten Maske erschrecken wollte. Nachdem er diesen Prototyp geschnitzt hatte, zeigte er ihn keinem Menschen; in einer Truhe, unter Leintüchern versteckt, sollte diese Maske warten, bis Willis Mutter sie entdeckte. Seine Mutter erschrak nicht wenig und verwarf die Hände beim Anblick dieses unerwarteten Schreckgespenstes. Willi genoß diesen Augenblick ganz besonders! Und dennoch schuf er eine Büste, eine fast lebensgroße; die jetzigen Besitzer nennen sie «Marietta», und Willi sagte von ihr, sie sei diejenige, die «höchst lache». Wahrhaftig ein lachendes Geschöpf als Ausdruck höchster Lebensfreude; stellt sie die Frau seiner Träume dar? Wüschte Albert Willi die Frau so zu sehen? Sie ist ganz und gar die «Unschuld vom Lande». Und wie verschieden von der «Hexe»! Willi hat auch tierische Masken geschnitzt. Da haben wir einmal die Katze, eine Katze, die staunend und

Zwei Masken  
des Künstlers



fragend in die Welt hinaus schaut. Schweine und Affen sowie ein mit Rindviehhörnern besetzter Teufelskopf kommen in der Galerie vor. Wo soll man seine Totenschädel einreihen? Es gibt Masken, an denen Willi sicher lange gearbeitet hat; sie sind sehr differenziert und auffallend kunstvoll geschnitzt, ohne die Hand des Künstlers aus Ems zu verleugnen. Diese hat er mit viel Liebe und Ausdauer für spezielle Freunde hergestellt, etwa für seine «Freunde in Thusis». Mir gefällt sein «Spitzbube» — ich nenne die Maske so — sehr gut. Diese Maske ist eine der wenigen mit Ohren. Er schaut zwar grimmig und häßlich drein, aber dieser Spitzbube verkörpert gewissermaßen den Inbegriff dessen, was Willi wahrscheinlich in seinen jungen Jahren — und zum Teil auch noch später — sein wollte, ein Bengel, der den Leuten Angst einflößen konnte.

Wie wurde Willi bekannt? Regierungsrat Ganzoni war Stammgast im Restaurant «Gansplatz» in Chur. Dieses wurde damals von einem Emser geführt, und Willi ließ sich dort gelegentlich auch erblicken. Ganzoni erfuhr, daß dieser urchige Emser Maskenschnitzer war, und machte den damaligen Konservator des Rätischen Museums auf diese «Dinger aufmerksam. Dies ereignete sich im Jahre 1928. Einige Masken gelangten wirklich auch ins Rätische Museum.

Aber schon früher hatten Emser, die in der Fremde wohnten, «mascaradas-Natè» gekauft und vielleicht weiter verschenkt. Anfangs der dreißiger Jahre wurde Willi auch bei den Antiquitätenhändlern bekannt, und diese begannen sich für die Masken zu interessieren. Unter diesen gab es auch solche, die Willis Originalität als Mittel zum Zweck mißbrauchten. Mit den üblichen Künsten machten sie die Masken «alt», «bearbeiteten» sie und verkauften sie weiter an verschiedene Museen. Sogar gewiegte Kenner wurden mit solchen «Antiquitäten» hereingelegt. Das Germanische Museum in Nürnberg gelangte auf diese Weise ebenfalls in den Besitz von Willi-Masken. Da die Kenner auch Herkunftsangaben haben wollen, verkaufte sie ein gewisser Antiquar

als uralte Engadiner Masken. Willi selbst hatte gar keine Ahnung, was diese geschäftstüchtigen «Antiquare» mit seinen Masken anstellten. Willis wichtigster Gönner war der Baron von der Heydt. In Berlin stieß dieser auf eine Willi-Maske und war von dieser Maske so begeistert, daß er sie anfangs der dreißiger Jahre für Fr. 500.— kaufte. Nun beauftragte der wohlhabende Baron den Händler, solche Masken für ihn zu erwerben. Er glaubte aber, eine alte Flumser Maske gekauft zu haben. Die Händler gingen der Sache nach, und bald tauchten sie bei Willi persönlich auf. Durch den Baron gelangten auch 36 Masken in das Rietberg-Museum in Zürich.

Wie oben erwähnt, verkaufte Albert Willi seine Produkte, um Geld zu verdienen. Anfänglich konnte man sich für fünf Franken eine Willi-Maske kaufen. Später, in den dreißiger Jahren erhielt Willi zwanzig bis dreißig Franken pro Stück. Ich glaube, daß er in den letzten Jahren seines Wirkens maximal fünfzig Franken für eine Maske erhielt. Wie mir einer seiner Neffen, Domini Seglias, berichtete, war es ihm in den letzten Jahren seines Lebens, die er im Bürgerheim verbrachte, möglich, den Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Masken zu bestreiten. Obschon Willi von dem Handel, den man mit seinen Masken trieb, wußte, blieb er in seinen Forderungen sehr bescheiden. Baron von der Heydt war in Berlin Zeuge eines Handels, wo der erhebliche Preis von tausend Franken für eine einzige Maske von einem Liebhaber bezahlt wurde. Als unserem Willi einmal ein Ausschnitt aus einer Illustrierten gezeigt wurde, worauf eine seiner Masken abgebildet war mit dem Kommentar, diese Maske sei zum Preise von tausend Franken umgesetzt worden, erkannte er die Maske augenblicklich und wies mit großem Stolz auf den Kommentar, von Neid jedoch war keine Spur zu erkennen. Heutzutage muß man für eine einigermaßen gute Maske, wenn man das Glück hat, eine feilgebotene zu finden, mindestens dreihundert Franken bezahlen.

Überall, wo Maskenschnitzer am Werk sind, herrscht während der Fastnachtszeit gewöhn-

lich auch ein emsiges Maskentreiben; die Vermummten tragen vorwiegend originelle Masken, die für den Ort oder auch die Umgebung typisch sind. In diesen Gebieten läßt sich auch vielfach eine Tradition feststellen. Dies betrifft sowohl den Typus der Masken als auch ihre Hersteller.

Man darf mit Bestimmtheit behaupten, Domat/Ems habe eine intensive Fastnachtzeit. Es fehlt aber jede Tradition mit Bezug auf die Masken. Auch steht unser Maskenschnitzer allein da; er knüpft an keinerlei Tradition an. Willi kannte sicher keinen Maskenschnitzer, der ihm als Vorbild hätte dienen können.

Welche Bedeutung hatten seine Masken beim Mummenschanz? Da unsere Leute, von wenigen Ausnahmen abgesehen, den künstlerischen Wert dieser Masken nicht kannten, versuchte Albert Willi junge Leute für seine Masken zu begeistern, damit diese sie wenigstens während der Fastnachtzeit zur Schau trugen. Aus seinen Bemerkungen kann man schließen, welche Bekleidung er sich für die Träger seiner Masken wünschte: «Oz mensa tut an dascha» (heute gehen wir ganz in Tannzweigen verhüllt, also wie eine «Wildmann»-Figur). Hier und da mieteten Gruppen von Jünglingen mehrere Masken für karnevalische Anlässe. Oder er lieh sie solchen Gruppen aus. Eine Gruppe von acht bis zehn Bur-schen, ein jeder mit einer mächtigen «masca-rada-Natè» vor dem Gesicht und ein weites Leintuch über den Kopf geworfen, das war wirklich ein schauderhafter Anblick. Man kann diese 30–40 cm langen Holzgesichter wahrhaftig nicht ohne Mühe tragen. Obschon dürres Erlen- bzw. Buchenholz relativ leicht ist, ging es nicht ohne Anstrengungen, weil die meisten Willi-Masken dem Gesicht nicht gut angepaßt sind. So wurden sie oft auch vor dem Gesicht mit der Hand getragen. Die schwersten wiegen bis 3 Pfund.

Willi war ein sehr einfacher Mann. Ich bin fest davon überzeugt, daß er keinerlei Kontakt mit anderen Maskenschnitzern hegte. Im

Dorfe gab es auch keine Künstler anderer Sparten, die ihn hätten aufmuntern und fördern können. Er wurde einzig und allein von der Natur angeregt. Dieser Anregung hat er entsprochen, er war dafür empfänglich.

Das ganze Wesen Willis stand am Anfang seines Schaffens. Wenn dieser Anfang, der durch das Wirken fortgesetzt wurde, durch eine gründliche Ausbildung vervollkommen worden wäre, dann hätte Albert Willi gewiß als Künstler Karriere gemacht. Aber die Voraussetzungen waren ungünstig: als Willi sechzehn Jahre hatte, verlor die kinderreiche Familie den Vater, und – man kann es begreifen – das Verständnis für eine derartige Ausbildung fehlte. Man erzählte zwar von einem Kaplan, der in Ems wirkte, er habe die Talente und die Fähigkeiten des jungen Willi erkannt und sogar die Möglichkeiten einer Schulung des Maskenschnitzers erwogen. Es blieb aber dabei. Mit diesem Mann ist – wie könnte es anders sein – auch seine Kunst ins Grab versunken. Sein Werk besteht weiter. Jeder kann es schätzen oder verschmähen. Wie jeder Künstler, konnte Willi auf seine Art mehr als wir. Mit ihm kam und ging etwas, was relativ selten vorkommt. Vom volkskundlichen Standpunkt aus betrachtet, steht Albert Willi wie ein Unikum da. Aus diesem Grunde fehlt er nun.

Zum Schluß noch eine Frage: War sich Willi seiner Bedeutung bewußt oder nicht? – Verschiedene Persönlichkeiten, Professoren und andere Volkskundler, haben für ihn und sein Können Interesse gezeigt, aber dies bedeutete nach meiner Ansicht nicht viel für diesen bescheidenen Mann. Er war sehr einfach und sah insbesondere die Freude, die die Betrachter seiner Masken erfahren konnten. Vielleicht hatte er nur einen einzigen unmittelbaren egoistischen Vorteil von seinen Schnitzereien: sie waren für ihn ein Instrument, womit er Furcht erregen konnte, und diese Gemütsregung genoß er außerordentlich!